



HISTORISCHES JAHRBUCH DER STADT LINZ

1963

INHALT

	Seite
Abkürzungen	7
Verzeichnis der Mitarbeiter	8
Vorwort des Bürgermeisters	9
A U F S Ä T Z E :	
Adolf Wagner (Linz): Beiträge zu einer Geschichte des Salzhandels von Linz nach Böhmen	11
Wilhelm Rausch (Linz): Der Urfahrer Wappenstein und seine symbolische Bedeutung (Tafeln I–IV)	43
Karl M. Klier (Wien): Ein Sendschreiben aus Linz Anno 1620	59
Ludwig Rumpel (Linz): Die Linzer Stadtpfarrer des 17. Jahrhunderts (Tafeln V–XI)	65
Walter Pillich (Wien): Kaiser Josef II. in Linz	129
Gustav Brachmann (Neukirchen/Altmünster): Zur Geschichte des Linzer Schlosses. Das Schloß als Strafanstalt	151
Hans Commenda (Linz): Der Linzer Wilhelm Pailler (Tafeln XII–XIV)	171
Ursula Giese (Wien): Ergänzende Dokumente zum Lebensbild Benedikt Pillweins (Tafeln XV–XVI)	189
Karl M. Klier (Wien): Speisezettel der bischöflichen Hofküche zu Linz (um 1860)	199
Josef Mittermayer (Oberneukirchen): Der Dichter Eduard Greutter, Nachkomme zweier angesehener Linzer Familien (Faltplan, Tafeln XVII–XVIII)	207
Heinrich Teutschmann (Linz): Ein Linzer Dichter zwischen zwei Zeitaltern: Karl Teutschmann (1855–1928) (Tafel XIX)	223
Hans Heinrich Vangerow (Geisenfeld): Linz und der Donauhandel des Jahres 1627, Teil 2 (dazu siehe auch Beilagenband)	255

HEINRICH TEUTSCHMANN:

EIN LINZER DICHTER ZWISCHEN ZWEI ZEITALTERN: KARL TEUTSCHMANN (1855 — 1928)

Als dem freiresignierten Rechtsanwalt Dr. Karl Teutschmann in Linz, Hopfengasse 11, ein mitternächtiger Fernspruch des Militärplatzkommandos in Linz nach dem Ablauf des 14. November 1916 meldete, daß sein älterer Sohn, Oberleutnant Dr. Friedrich Wolfgang Teutschmann, oberösterreichischer Statthaltereikonzipist, im Feldspital San Daniele am Karst an einer tödlichen Verwundung verschieden war, preßte der Schmerz aus seinem Herzen in derselben Nacht eine dichterische Vision. Er schrieb sie in den folgenden Trauertagen unter dem Titel „Lacrimae Christi“ nieder (siehe Seite 235). Dr. Karl Teutschmann war ein Jahr zuvor, 1915, sechzigjährig aus Amstetten in Niederösterreich, wo er als Rechtsanwalt und Vizebürgermeister im öffentlichen Leben stand, in den Ruhestand nach Linz übersiedelt. Hier hatte er schon als Knabe mit seinen Eltern vorübergehend gewohnt, hier hatte er als Rechtsanwaltsanwärter in der Kanzlei Dr. Glanz gedient, hier hatte er sich mit Anna Heyss, der Tochter des Linzer Stadtphysikus Dr. Johann Nepomuk Heyss, vermählt. Sie hatte ihm zwei Söhne geboren. Der jüngere, Heinrich, war 1915 in das Linzer Staatsgymnasium eingetreten.

Dr. Karl Teutschmann fühlte sich als ein oberösterreichischer Dichter. Dies war mit ein Grund, um seinen Lebensabend in Linz zuzubringen. Er arbeitete an der Reinschrift seiner gesammelten Werke mit der bescheiden geäußerten Hoffnung, sie herausbringen zu können. Am 19. Dezember 1915 hielt der Dichter, kaum einige Monate wieder in Linz seßhaft, eine Vorlesung aus eigenen Werken im Vortragssaal des Kaufmännischen Vereinshauses. Dem Hauptausschuß des Oberösterreichischen Volksbildungsvereines, der den Vortragsabend veranstaltete, war er im September zugewählt worden. Mit dem Gedicht „An Oberösterreich“ seinen Vortrag beginnend, legte er, mitten in der allgemeinen Kriegsstimmung, sein Bekenntnis zur Heimat ab. Es folgten hierauf die Gedichte: Der Kürnberg, Anton Bruckner, Im Mai, Bergsonette, Herbstpsalmen, Nach einem Gewitter, Kirchschrager G'sangln (mundartlich), Ein Bündel Sprüche, Die Spinnen (Prosa), Durchs Gesäuse, Das verlorene Paradies, Weihnachten im Felde.

Dann kam 1918 der Umsturz und für ihn manche Enttäuschung. Es kam der Tag, wo ihm nach einer dreißigjährigen fleißigen Mitarbeit am „Volksboten“, der Zeitschrift des Oberösterreichischen Volksbildungsvereines, deren Leitung zu verstehen gab, daß sie seine Beiträge nicht mehr wünsche. Seine Weltanschauung stach schon zu sehr von der allgemein gewohnten ab. Die letzte Nummer, für die er schrieb, war vom 15. April 1920. In ihr setzte er sich mit dem Problem des „Unbewußten“, in bezug auf den Philosophen Eduard von Hartmann (1842 bis 1906), auseinander. In dem Aufsatz „Etwas vom Unbewußten“ gipfelte seine Sehnsucht nach einer Synthese von Wissenschaft, Kunst und Religion zum Beispiel in dem Satz: „So sind denn gerade die Künste dasjenige, was uns, auf dem Gipfel des Menschentums, mit dem schlechthin Unerforschlichen zusammenführt, dem Unbewußten. Oder wäre es ein Überbewußtes, zu welchem sich unser Intellekt nur wie ein Fünkeln zur Feuergarbe verhält?“ In dieser in eine Frage gekleideten Forderung, ein überbewußt Wirkliches in Wissenschaft und Kunst einströmen zu lassen, wirkt dasjenige fort, was die dichterische Vision „Lacrimae Christi“ vom November 1916 als ein wahrhaftes Erlebnis ergeben hatte.

Die Jahre des Zusammenbruches des bürgerlichen Mittelstandes verhängten über das Haupt des alternden Mannes zuletzt jene Schicksalsungewißheit, die die Griechen in ihrem mythischen Weltbewußtsein als das Schwert über dem Haupt des Damokles, ein wahrhaftes Hades-Erlebnis, bezeichneten. Doch der moderne Mensch erlebt den Hades schon im Leben und nicht erst nach dem Tode. Es ist dies eine Situation, in der sich viel mehr Menschen befinden als allgemein zugegeben wird, die Situation der Situationslosigkeit. Es ist eine viele Jahre dauernde Lebensprüfung, die auch das Leben des Dichters abschloß.

Daß ich meinen Vater bis zu seinem friedlichen Tode am 10. August 1928 oft weinen gesehen habe, soll hier nicht wesentlich sein. Er ist heute getröstet. Doch das ist wesentlich, daß im Vergehen der Ideale, auf die sich noch die Dichterlesung vom 19. Dezember 1915 stützte, dennoch ein Neuland, ein Entwicklungsgebiet sich abzeichnet. Davon soll der Abschnitt „Dichter zwischen zwei Zeitaltern“ handeln.

Der Aufsatz gliedert sich zuerst in einen Rückblick auf den Vater des Dichters, um zu sehen, wie, eine Generation früher im 19. Jahrhundert, ein junger Mensch, der nachmalige Steuereinnahmer Michael Teutschmann, sich den Lebensweg bahnte.

Es folgt der „Weltenbrand 1914 bis 1918“, in dem für diejenigen, die wie der Dichter fühlen, ein Zeitalter zu Ende geht.

Geschlossen wird mit einer Vorschau, die sich aus dem Vermächtnis des Dichters ergibt.

Da der Verfasser beabsichtigt, den schriftlichen Nachlaß des Dichters an das Archiv der Stadt Linz zu übergeben, mag die Arbeit auch als biographischer Beitrag zur Nachlaßsammlung des Archivs gewertet werden.

AUS DEM TAGEBUCH DES GROSSVATERS

Das Folgende ist aus dem Tagebuch meines Großvaters ein Auszug.

„Nachdem ich (Michael Teutschmann) so glücklich war, im Jahre 1844 den Ehevertrag mit meiner gegenwärtigen Ehegattin Aloysia geborenen Schwarz (aus Freistadt) zu schließen, daher eine Familie zu begründen, so fühle ich mich nun verpflichtet, zur Konsolidierung meiner Familie eine Chronik zu schreiben, damit meine Nachkommen ihre Abstammung wissen und ersehen können.

Bevor mich der liebe Gott von dieser Welt durch einen, wie ich sehnlichst wünsche, seligen Tod abberuft, nachdem ich am 16. Oktober d. J. (1872) das 72. Lebensjahr erreichen werde, muß ich noch einen Blick auf alle meine Erlebnisse werfen und meiner Familie erzählen, wie wunderbar die göttliche Vor-sehung jene führt, die ohne Eltern und ohne Vermögen nur Gott vertrauend ihr tägliches Brot suchen und sich in der Welt fortbringen.

Ich bin am 16. Oktober 1800 in Kukau zu Marienstern, Pfarre Krostwitz in der Oberlausitz geboren. Mein Vater war ein armer Schuhmacher. Nachdem er in einem sächsischen Kavallerieregimente ausgedient und nach dem sogenannten einjährigen Preußenkriege verabschiedet worden und in den Ehestand getreten war, mußte er von diesem kleinen Gewerbe und dem Häuschen samt Gärtchen und etwas Feld, das ihm seine Ehefrau Agnes eingebracht hatte, seine Familie kümmerlich ernähren. Doch bis zur Zeit, als ich angefangen hatte zu denken und imstande war, mich auf die Vergangenheit zu erinnern, waren meine Geschwister Jakob, Magdalena, Sebastian und Peter schon so weit erwachsen, daß sie durch Dienen bei den verschiedenen Bauernwirtschaften und in den großen Meierhöfen des Stiftes Marienstern sich selbst erhalten konnten. Allein von einer intellektuellen Schulbildung konnte damals bei den sehr primitiven Trivialschulen und unserer Armut keine Rede sein, so daß nur der älteste Bruder Jakob etwas deutsch schreiben gelernt hatte, von welchem ich nur noch einen einzigen Brief unter meinen Schriften gefunden habe.

Eine solche Trivialschule besuchte ich also in Marienstern von meinem 6. bis zum 10. Lebensjahre. Leider konnte ich in dieser Schule nicht mehr erlernen, als etwas deutsch lesen und schreiben. Von einer Arithmetik und einer deutschen Grammatik war hier gar keine Rede. Die Hauptsache war ein gründlicher Religionsunterricht, welcher von einem Stiftskaplan (P. Malachias Kral) in unserer Nationalsprache (sorbenwendisch) mit besonderem Eifer vorgetragen wurde. Diesem Religionsunterrichte habe ich es wahrlich zu verdanken, daß ich ein reges Gewissen bekam und alles, was ich als Böses und den Geboten Gottes zuwider erkannte, für Sünde hielt.

Allein ich hatte kaum angefangen die Schule zu besuchen, als mein Vater Michael am 16. Oktober 1807, und zwar an meinem siebenten Geburtstage zum

großen Herzeleid meiner armen Mutter und der übrigen erwachsenen Geschwister, starb; ich und meine jüngere Schwester Marie fühlten diesen Schmerz nicht so sehr, weil wir noch unmündige Kinder waren, und weinten nur mit, weil die Mutter und die größeren Geschwister weinten; wir trösteten uns damit, daß wir die gute Mutter noch am Leben hatten.

Nach dem Tode unseres Vaters mußte unser ältester Bruder Jakob aus dem Dienste treten, um die arme Mutter, mich und die Schwester Marie zu ernähren. Er hatte aber kein Handwerk gelernt, weil unsere Eltern arm waren, und mußte uns von seinen Tagelöhnerarbeiten und von unserer oben erwähnten kleinen Nahrung erhalten. Die Mutter konnte wenig verdienen, weil sie fast immer kränklich war.

Um dem guten, sehr arbeitsamen Bruder Jakob die Erhaltungslast zu erleichtern, mußte auch ich schon in meinem zehnten Lebensjahre bei einem Bauer in Dienst treten, um mir Kost und Kleidung selbst zu verdienen. Wie kann sich ein Knabe mit zehn Lebensjahren etwas verdienen? Das konnte bei einem Bauer nur geschehen, wenn man solche Knaben anfangs im Sommer zum Viehhüten und im Winter zu verschiedenen häuslichen jedoch leichteren Arbeiten verwendet. Ich mußte also anfangs im Sommer die Schafe hüten und im Winter selbe füttern, dann nach und nach verschiedene häusliche Arbeiten verrichten, bis ich von Jahr zu Jahr immer kräftiger wurde und als Kutscher dienen konnte.

Diese Zeitperiode von meinem 10. bis 15. Lebensjahre war für mich die allertaurigste. Als ein vaterloser Knabe mußte ich schon seit meinem 10. Lebensjahre unsere Volksschule, wo ich ohnehin nur etwas wendisch und deutsch lesen und etwas deutsch abschreiben gelernt hatte, verlassen und bei einem Bauerngutsbesitzer als Hirtenknabe in Dienst treten. Während andere Knaben in diesen Jugendjahren Gelegenheit und Mittel hatten, sich den Studien zu widmen oder doch wenigstens ein Gewerbe zu erlernen, mußte ich mir als ein armer Schafhirt das tägliche Brot verdienen. — Die einzige Freude, die ich noch hatte, war meine liebe Mutter, die ich manchmal an Sonntagen nach dem Frühgottesdienste von meinem eine Stunde weit entlegenen Dienstorte besuchen durfte. Diese gute Mutter konnte mir in ihrer Armut nichts geben, als daß sie meine zerrissenen Kleider und Wäschestücke flickte, welche ich an Sonntagen früh hinbrachte und wieder abholte, und doch hatte ich große Freude, meine arme Mutter manchmal besuchen zu dürfen.

Allein auch diese unschuldige Freude wurde mir auf eine sehr schmerzliche Weise geraubt. Denn, als ich an einem Wintertage morgens, am 20. Jänner 1813 in die Wohnung der Mutter kam, fand ich sie nicht mehr lebend, sondern ihren Leichnam auf der Totenbahre liegend. — Welchen Schmerz ich damals empfunden habe, kann ich jetzt in meinem hohen Alter noch nachempfinden, wenn ich mich erinnere, wie ich damals als ein elternloser Hirtenknabe unter freiem Himmel neben meiner Schafherde weinend auf und ab ging!

Während dieser Zeit trat die fürchterliche Kriegsepoche der französischen Invasion anno 1812, 1813 und 1814 ein. Wie es damals in unserm lieben Vaterlande, dem Königreiche Sachsen zugeht, dies zu ermessen verweise ich auf die Geschichte des Feldzuges Napoleons I. gegen Rußland 1812 bis zur dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig und zum Friedensschluß 1815. Das zweimalige Hin- und Hertreiben der französischen und russischen Armeen verwüstete unser

schönes Sachsenland in der Art, daß wir fast durch zwei Jahre keine Ernte hatten, unseres ganzen Viehstandes und unserer Habschaften beraubt und unsere Häuser zum Teil niedergebracht, zum Teil niedergerissen wurden.

Alle diese Greuel des Krieges zu schildern wäre ich hier gar nicht imstande. Ich bemerke hier nur, daß wir am Ende dieser Kriegsjahre ausgeplündert mit leeren Händen dastanden und doch unser Leben fristen mußten. Anfangs mußten wir dafür sorgen, daß wir etwas zu essen bekamen und unsere Felder bebauen konnten.

Hier zeigt sich nun wieder recht deutlich, was die Menschen durch unermüdeten Fleiß und ein festes Vertrauen auf Gott, dessen Allmacht und Güte alle Geschöpfe erhält, zustande bringen können. — Gott segnete wieder unsere Felder und gab uns Jahr für Jahr gute Ernten; wir konnten uns wieder ordentlich ernähren, unsere Wohnungen wieder aufbauen, den nötigen Viehstand wieder anschaffen, kurz, wir lebten wieder ruhig und zufrieden und in einigen Jahren waren die Wunden des Krieges wieder gänzlich geheilt.

In dieser schönen Friedensperiode von 1815 bis 1820 diente ich treu und redlich bei verschiedenen Bauerngutsbesitzern, erfreute mich stets einer dauernden Gesundheit und wünschte nichts Besseres, als ich in meinem Dienstbotenstande hatte, weil ich damals nichts Besseres kannte. Doch mit meinem 20. Lebensjahre trat für mich auch die Militärpflicht ein. Ich wurde in unsere Kreisstadt Bautzen zweimal assentiert, aber bei der letzten Assentierung für untauglich zum Wehrdienst erklärt, weil mein linker Arm, an dem ich als Knabe mit 6 Jahren durch einen Sturz einen Bruch erlitten hatte, nicht ordentlich geheilt worden und gekrümmt geblieben ist.

Jetzt war ich ganz frei vom Militärdienste und hatte nicht zu fürchten, daß ich durch 14 Jahre ununterbrochen unter Kommando stehen müßte, wie es meinem Bruder Peter erging, der 14 Jahre in einem sächsischen Kavallerieregimente gedient hat. In dieser Freiheit fing ich an nachzudenken, was ich in der Zukunft noch anfangen könnte; denn lebenslänglich als Mitarbeiter bei der Landwirtschaft zu dienen, wollte mir doch nicht einleuchten, weil ich bei aller Sparsamkeit es doch nicht so weit bringen könnte, um mir eine kleine Wirtschaft zu kaufen, um davon leben zu können. Was sollte ich nun anfangen? Anfangs glaubte ich, irgend einen besseren herrschaftlichen Dienst zu bekommen und reisete demnach einmal nach Dresden, um dort meinen Bruder Peter zu besuchen, der damals in Dresden mit seinem Regimente in Garnison war. Mit diesem suchte ich daselbst meinen gewesenen Katecheten P. Malachias Kral auf, der damals nach der Aufhebung des Zisterzienserstiftes Neuzell in der Niederlausitz im königlichen Priesterhause Superior war. Dieser sehr wohlmeinende Herr gab mir aber den Rat, wieder in meine früheren Verhältnisse zurückzukehren, weil es mir sehr schwer fallen würde, irgend einen Dienst in einem Herrenhause zu versehen, weil ich weder ordentlich deutsch sprechen und schreiben noch irgend etwas von den herrschaftlichen Dienstverhältnissen gesehen hatte; er schenkte mir ein Zweithalerstück und entließ mich wieder in Frieden. Dies schmerzte mich sehr, weil ich nun erst recht tief empfand, wie traurig es sei, wenn der Mensch in seiner Jugend nichts Besseres lernen kann und von einer höheren Bildung gar keinen Begriff hat.

In dieser Ratlosigkeit und bei meinem eifrigen Streben nach einer besseren Ausbildung gab mir mein älterer Bruder Jakob den Rat, nach Hohenfurt in

Böhmen zu unserem hochwürdigen Herrn Onkel Isidor Teutschmann zu reisen, der daselbst Abt dieses Zisterzienserstiftes war, um unter seinem Schutz etwas zu lernen und eine bessere Subsistenz zu finden. Diesen Rat befolgte ich nach reiflicher Überlegung, verkaufte meine Habseligkeiten, die ich nicht mitnehmen konnte, um Reisegeld zu bekommen, ließ mir ein Zeugnis und den königlich sächsischen Reisepaß geben und reiste im Jahre 1823 mit zwei Theologen (Wornatsch und Pech), die in Prag im wendischen Seminar zu St. Peter waren, bis Prag, und setzte dann in Gottes Namen ganz allein meine Reise fort, bis ich am 24. November 1823 in Hohenfurt ankam.

Welch eine Freude empfand ich da, als ich zum ersten Mal meinen so lieben, so wohlwollenden Onkel, den hochwürdigen und gnädigen Herrn Prälaten des Stiftes Hohenfurt sah und in dessen Gesichtszügen die große Ähnlichkeit mit meinem seligen Vater erkannte! Er nahm mich sehr freundlich auf und behandelte mich mit einer solchen Milde, daß ich sehnlichst wünschte, immer bei ihm zu bleiben. Doch bei ihm zu bleiben und nichts Besseres zu können, als ein ungebildeter Bauernknecht in seinem Sklavenstande leisten kann, das konnte nicht stattfinden; ich mußte mich daher entweder zu einem Bedienten oder zu einem Handwerker qualifizieren. Über Anraten eines dortigen Kapitularen, des Herrn P. Gustav Wurm (?) machte ich den Versuch, das Bäckerhandwerk zu lernen, allein in acht Tagen hatte ich die Überzeugung, daß ich zu gar keinem Handwerk Lust und Liebe hatte. Ich wagte nun meinen innigen Herzenswunsch, doch wenigstens die deutsche Hauptschule zu studieren, um mich doch als ein Deutscher für das bürgerliche Leben etwas besser auszubilden, meinem so liebenswürdigen Herrn Onkel, gleichsam als meinem zweiten Vater vorzutragen. Dieses Verlangen gefiel dem Herrn Onkel.

Er sagte zu mir: „Nun mein Lieber, ich will doch sehen, was Du noch lernen kannst“; denn ich war ja schon im 24. Lebensjahre. Sogleich ließ er mir die nötigen Bücher bringen; ich fing mit dem 1. Dezember 1823 an fleißig zu lernen, wurde Ende Juli 1824 auf der Hauptschule in Krumau geprüft und erwarb mir ein Vorzugszeugnis. Nachdem ich nun dem Herrn Onkel durch dieses Vorzugszeugnis Freude gemacht hatte, wagte ich noch weiters die Bitte zu stellen, doch noch einige lateinische Klassen studieren zu dürfen. Der gütige Herr Onkel erlaubte mir auch dieses, ließ auch diesmal die nötigen Bücher kaufen und übergab mich dem Hochw. Herrn P. Paulus Schuster zum Privatunterricht. Ich setzte demnach meine Privatstudien fort, erlernte in einem Jahre die Gegenstände der 1. und 2. Grammatikalklasse, wurde am k. k. Piaristengymnasium in Budweis geprüft und erhielt das Zeugnis.

Ohne weitere Ferien zu halten, setzte ich die Studien mit gleichem Eifer fort, erlernte die Gegenstände der 3. und 4. Grammatikalklasse und wurde für fähig befunden, in die Poesie oder Humanitätsklasse an einem öffentlichen Gymnasium aufgenommen zu werden.

Ich meinerseits hatte große Lust fortzustudieren, um einst in den geistlichen Stand treten zu können; denn die nachahmungswürdigen Beispiele meines sehr frommen Onkels hatten mir ein so großes Verlangen nach dem geistlichen Stande erweckt, daß ich alle meine Geisteskräfte angestrengt hätte, um wenn auch erst im 35. oder 36. Lebensjahre Priester zu werden. Allein, nachdem ich in meinem 27. Lebensjahre am Gymnasium in Budweis in die V. Klasse hätte eintreten

müssen und meine Kollegen daselbst lauter jüngere Schüler wären, unter denen mir als einem alten Studenten die Lust zum Studieren vergehen würde, so verordnete der um meine Zukunft besorgte Hr. Onkel, daß ich in der Stiftskanzlei daselbst praktizieren anfangen und mich zum Administrations- und Gerichtsbeamten qualifizieren solle.

Zu diesem Zwecke übergab er mich dem damaligen Amtsdirektor Isidor Proschko, unter dessen Leitung ich anfangs November 1826 in der Kanzlei des dortigen Direktorat- und Justizgerichtes zu praktizieren begann. Das war noch ein für meine Zukunft sehr günstiger Zeitabschnitt; denn ich hatte da die schönste Gelegenheit, mich in allen Verwaltungs- und Justizgeschäften auszubilden, und der gütige Herr Onkel sorgte für alle meine Lebensbedürfnisse.

Allein diese glückliche Zeit dauerte nicht sehr lange; denn schon am 9. Dezember 1827 starb mein unvergeßlicher Herr Onkel und mit seinem Tode verschwand mein ganzes Glück und die Hauptstätte meiner Subsistenz wurde abgebrochen. Ich hatte wohl noch Kost und Wohnung im Stifte, aber nichts auf Kleidung und andere Lebensbedürfnisse. Da mich niemand protegierte, so wurden mir Andere vorgezogen und ich blieb als Praktikant sitzen. In dieser Verlassenheit und Ratlosigkeit war ich schon im Begriffe, meine wenigen Habschaften zusammenzupacken und in mein früheres Vaterland zurückzukehren, woher ich gekommen bin.

Doch der Mensch denkt, Gott lenkt, und wo die Not am höchsten, ist Gott am nächsten. Der Hochw. Herr P. Gustav Wimmer, Kapitular des Stiftes Hohenfurt und damals jubilierender Professor der Philosophie am k. k. Gymnasium in Linz nahm sich meiner an, nicht sosehr um mich zu befördern, sondern um mich seinem Neffen Gottfried David, der damals Praktikant beim dortigen Steueramte war, aus dem Wege zu räumen, damit er im Dienste des Stiftes bleiben könne, und gab mir ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Prälaten des Zisterzienserstiftes Wilhering. Beim Stiftsgerichte Wilhering war nämlich damals der Dienst eines Gerichtsaktuars erledigt.

Ich bat demnach den Herrn Prälaten und den Herrn Kanzleidirektor um das Dienstzeugnis und reisete im Monate Jänner 1832 nach Wilhering und wurde glücklich von dem damaligen Herrn Prälaten Bruno Detterle mit der Weisung aufgenommen, daß ich am 1. Februar 1832 den Dienst eines Distrikts- und Gerichtsaktuars antreten solle.

Am 2. Februar 1832, am Maria Lichtmeßtage trat ich diesen Dienst an und das war der Tag meines neuen Beamtenlebens, zu welchem ich unter der Leitung der göttlichen Vorsehung und durch die Fürbitte der Mutter Gottes gerade am Maria Lichtmeßtage gelangte. So führt Gott die Seinigen, die auf ihn vertrauen; so war Hr. Professor Gustav Wimmer, der mich nur von Hohenfurt fortbringen wollte, in Gottes Hand der Führer zu meinem Glücke; denn in Hohenfurt hätte ich nie eine solche Subsistenz erlangt, wie ich sie in Wilhering erlangt habe.

Unter dem neuen Hofrichter Ignaz Boresch, der im Sommer des Jahres 1832 diese (durch den Tod des bisherigen Hofrichters Franz Iglseider am Palmsonntage 1832 erledigte) Dienststelle antrat, und unter dem Prälaten Johann Bapt. Schober, der am 9. November 1832 (statt des im Juni verstorbenen Prälaten Bruno Detterle) gewählt wurde, gestaltete sich meine Subsistenz bedeutend besser als in Hohenfurt, ja auch viel besser als unter dem früheren Prälaten. Und richtig

konnte ich im ersten Jahre alle meine Schulden in Hohenfurt bezahlen und dann alle Jahre ein kleines Kapital fruchtbringend anlegen. Auch schaffte ich mir nach und nach mehrere Zimmer-Einrichtungsstücke an, wovon ich noch heute einige besitze.“

Michael Teutschmann erhielt am 2. Februar 1842 das Anstellungsdekret als Hofschreiber in Wilhering, nachdem ihm schon vorher die Führung der Grundbücher übertragen worden war. Er kaufte am 19. Oktober 1842 von dem gewesenen Hofschreiber Josef Reitter, der wegen betrügerischer Handlungen entlassen war, das Gartenhaus Nr. 11 in Wilhering um 2650 fl und verwendete seine Ersparnisse „im Betrag von circa 900 fl bis 1000 fl zum Ausbau dieses Hauses, welches mit 12 Zimmern und 4 Küchen bewohnbar hergestellt wurde“.

Nach seiner Verehelichung am 7. Mai 1844 mit Aloysia Schwarz von Freistadt wurde ihm im Gartenhaus zu Wilhering sein erster Sohn Joseph am 26. Februar 1845 geboren.

Im Jahre 1848 wurden die herrschaftlichen Patrimonialgerichte, mit ihnen die Gerichtsbarkeit der Klöster, aufgehoben und die herrschaftlichen Beamten mußten um Staatsdienste kompetieren. Durch Vermittlung des Hofrichters Boresch, der zum k. k. Landesgerichtsrat und „Gerichtsorganisations-Commissär“ ernannt worden war, erhielt Michael Teutschmann den Steuereinnahmerposten in Perg mit dem Jahresgehalt von 700 fl, den er am 1. Februar 1850 antrat.

Um jedoch näher an Linz zu sein, in dessen unmittelbarer Nähe er in Wilhering achtzehn Jahre gewohnt hatte, ließ er sich auf den erledigten Steuereinnahmerposten in St. Florian versetzen, wohin er mit seiner Familie am 26. November 1851 übersiedelte. Das Gartenhaus in Wilhering hatte er wieder verkauft. Hier in St. Florian stieg sein Jahresgehalt auf 800 fl. Ihm wurden am 1. Februar 1849 noch in Wilhering sein Sohn Franz, dann in St. Florian, wo sie im Gasthof „Zum Erzherzog Franz Ferdinand“ wohnten, am 23. Juni 1852 die Tochter Klara und am 1. November 1855 der jüngste Sohn Karl Borromäus geboren.

Aus Rücksicht für seine Gattin suchte Michael Teutschmann im Jahre 1857 um die Steuereinnahmerstelle in Freistadt an und trat dort am 9. September 1857 den Dienst an. Er kaufte für sich und seine Familie das Hartlwagnerhaus Nr. 12 in der Böhmer-Vorstadt um 2700 fl CM oder 2835 fl ö. W., verkaufte es aber wieder wegen Baufälligkeit am 30. April 1861 um 2500 fl ö. W. Durch Kränkungen im Dienst zog er sich ein Leiden zu, weshalb er im Jahre 1864 in den zeitlichen Ruhestand mit 500 fl versetzt wurde, wozu auf Grund einer Supplik eine Gnadenzulage von 100 fl kam.

„Um mich in einem milderen Klima von meiner schweren Krankheit (Rückenmarkentzündung und Gedärmgicht) zu erholen“, wie Michael Teutschmann in seinem Tagebuch schreibt, übersiedelte die Familie am 26. September 1864 nach Linz und mietete vom 1. Oktober an das Quartier bei Anton Schießler in der Hafnergasse Nr. 596. Es ist dies das Haus, an dessen Ecke vor der Baumbachstraße eine Säule mit einer Pietà steht.

Aber schon nach einem Jahr, am 27. September 1865, übersiedelten sie nach Kremsmünster, damit der Sohn Karl in das Gymnasium eintreten konnte. Um seinen Söhnen eine Ausbildung zu ermöglichen, war der Vater während seines Aufenthaltes in Kremsmünster seit 1865/66 durch neun Jahre beim Güterdirektor Siegel in dessen Agentie-Kanzlei und beim Notar Fischer halbtätig beschäftigt und er wurde mit Wirkung vom 1. Jänner 1874 zum staatsanwaltschaftlichen Funktionär beim k. k. Bezirksgericht Kremsmünster mit einer Remuneration von 120 fl ernannt. Diese Funktion mußte er wegen Gebrechlichkeit Ende September 1876 wieder aufgeben.

Noch einmal zog die Familie, Ende September 1876, in die Landeshauptstadt, für die das Sprichwort galt „Linz braucht Münz“, und wohnte durch zehn Monate in der Mozartstraße Nr. 40. Anlaß dazu war die Anstellung des Sohnes Joseph bei der Städtischen Buchhaltung in Linz, doch starb dieser bereits am 15. Mai 1877 an einer Lungenkrankheit.

Von da ab zog sich Michael Teutschmann nach Freistadt zurück. Sein Tagebuch schließt mit der Promotion seines Sohnes Karl zum Doktor der Rechte am 18. Juli 1879. Als wäre damit der Sinn seiner biographischen Aufzeichnungen erfüllt, finden sich nach diesem glücklichen Ereignis keine weiteren Eintragungen mehr. Er verschied am 29. November 1879.

ZWISCHEN ZWEI ZEITALTERN

(„Im Weltenbrand 1914 bis 1918“)

Sich der Taten seiner Vorfahren recht erinnern bildet den Anfang zur Erlangung eines historischen Bewußtseins. Der Geschichtsschreiber, der sich in der Methode übt, sich von der Familie her über die Welt auszu-dehnen, wird aber nicht von dem ausgehen, was er von seinen Vorfahren ohnehin zu wissen meint und was noch einmal wiederholt nur öde würde, sondern er wird die Struktur beachten, die die Alvordern ihrem Leben gegeben haben. Diese wird er im gegebenen Augenblick nur in der eigenen Denktätigkeit sich vergegenwärtigen können. Aber hier gewinnen die Aufzeichnungen der Alten ihren besonderen Wert. Indem sie sie niederschrieben, gaben sie ihrem Lebenslauf, insoweit sie dies konnten, Sinn und Struktur.

Zunächst steckt in dieser Struktur im Keime schon das Schicksal der Nachkommen. Als der junge Bauernknecht zu Fuß von Norden nach Süden quer durch Böhmen zog, konnte er nicht wissen, daß er damit selbst es war, der den schicksalgegebenen Schauplatz für die Geschehnisse bestimmter Menschen einer späteren Zeit schuf. Offenbar hatte er damit recht, wenn er dem Bewußtsein einer höheren Führung, das ihn nie verließ, in seinem Tagebuch beredten Ausdruck verlieh. Endlich schreibt er eine Chronik, „damit meine Nachkommen ihre Abstammung wissen und ansehen können“.

Wenn, um den Gedanken weiter fortzuführen, von den zwei hier zu erwähnenden Enkeln der ältere nach Hohenfurt reist, um in der Stiftsbibliothek das Bildnis des Abtes Isidor Teutschmann und in der Umgebung das nach diesem benannte Dorf Teutschmannsdorf zu sehen, und der jüngere nach dem Zisterzienser-Nonnenkloster Marienstern in der Lausitz, in dessen Umkreis die Deutschmann, Dučman usw. aufwuchsen, so begeben sie sich beide auf die Spuren der ihnen wegbereitenden Kontinuität.

Der Name ist es, der den Zusammenhang verbürgt. Aber als seine individuelle Tat hat der weitherzige Hohenfurter Zisterzienserabt die Schreibweise mit T anstatt wie bisher mit D für sich gewählt. Und der dankbare Neffe hat von seinem Oheim, gleichsam seinem zweiten Vater, den Teutschmann übernommen. So spielen individuelle Taten in das hinein, was die Nachfahren an sich tragen.

Michael Teutschmann hatte als Bürger seines Jahrhunderts die Welt ereignisse jeweils mit Anteil verfolgt und in sein Tagebuch mit aufgenommen. Da ist es, wo in die persönliche Biographie das Zeitalter, die Weltgeschichte hereinfließt.

Der Knabe Karl Borromäus wurde am 1. November 1855 in St. Florian bei Linz im Haus des Gasthofes „Zum Erzherzog Franz Ferdinand“ geboren und am 2. November in der Stiftspfarrkirche St. Florian getauft.

Der Vater schreibt über sein begabtes Kind 1875: „Am glücklichsten (von meinen Kindern) ist der Sohn Karl, der das ganze Gymnasium mit Vorzug studierte, die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung bestanden hat und nun auf der Universität in Wien Jus studiert.“ – Und anlässlich der Promotion: „Weiter schreibt er (Karl), daß es ein eigentümlicher Zufall ist, daß er am selben Tage (9. Juli) vor fünf Jahren die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung hatte, unter deren Omina er dann vertrauensvoll zu dieser zweiten Maturitätsprüfung (dem letzten Rigorosum) ging.“ Karl wurde am 18. Juli 1879 zum Doktor der Rechte promoviert.

Am 21. April 1884 verheiratete sich Dr. Karl Teutschmann in der Linzer Stadtpfarrkirche mit Anna Maria Heyss (25. Juni 1862 bis 20. September 1926), der Tochter des Linzer Arztes und Stadtphysikus' Dr. Johann Nepomuk Heyss (4. September 1822 bis 13. Dezember 1895). Aus dieser Ehe wurde ihm am 6. Februar 1885 sein Sohn Friedrich Wolfgang und zwanzig Jahre nachher sein „Spätling“ Heinrich Otto am 2. März 1905 geboren. Das Ehepaar, das 42 Jahre Freuden und Leiden gemeinsam trug, reiste im Juli 1889 nach Bayreuth, um „Parzival“ und „Tristan“ zu erleben. Sie lernten da August Göllicher, damals Musikschriftsteller und Kritiker des „Deutschen Volksblattes“, kennen (Bild Dr. Teutschmanns siehe Tafel XIX).

Im Oktober 1886 eröffnete Dr. Karl Teutschmann seine erste Kanzlei in Braunau am Inn, um dann im Februar 1888 nach Amstetten in Niederösterreich zu übersiedeln, wo er als Advokat 25 Jahre tätig wurde. Am 1. Juni 1913 übergab er seine Kanzlei an Dr. Michael Leander Förster zur Ausführung des Entschlusses, nach Linz in den Ruhestand zu gehen. Doch konnte sich das Ehepaar, trotz eingetretenen Ruhestandes, noch nicht gleich von Amstetten trennen. Endlich wurde der 15. September 1915 der Tag der Übersiedlung nach Linz, Hopfengasse 11.

Er hatte nunmehr ein Fazit seines Lebens, das ihn zum Dichter qualifizierte, gezogen. Schon am Gymnasium in Kremsmünster war das Künstlertum aus ihm hervorgebrochen. Das wußte der feinsinnige Pater, sein Klavierlehrer, genau, der dem Scheidenden einen Band Beethoven-sonaten mit dem Widmungsspruch aus den Idyllen des Theokrit schenkte:

„Balsam der Musen, so lieblich, erzeugt sich mitten
Unter dem Menschengeschlecht, obwohl nicht jeder ihn findet.
Doch du kennst ihn, mein' ich, genau . . .“

Sein Leben hat die selbstgeprägte Struktur eines Dichterlebens. Es ist ohne das Werk, Dichtung und Philosophie, nicht beschreibbar. Dazu aber nimmt noch der Dichterphilosoph in seinem „Tagebuch im Weltenbrande“, 1914 bis 1918 (Manuskript), das Leiden der Völker in sein eigenes Dasein herein, das von nun an nicht nur persönlich zugebracht erscheint. Und dies ist sein Grundmotiv: Der Schmerz über die Zeit.

Das Folgende ist aus der Einleitung zum erwähnten Kriegstagebuch.

„Etwas in uns muß doch in Wahrheit unveränderlich sein, sonst müßten wir im Alter unser vergangenes Leben restlos vergessen haben, da die Materie des Körpers und Gehirnes sich zu wiederholten Malen so vollständig erneuerte, daß auch kein Atom zurückblieb. Sogar mit größerer Schärfe tritt jetzt Entferntes in die Erinnerung als Näheres, was durchaus keiner Einengung des geistigen Horizontes im Alter gleichsieht.

Da sehe ich zum Beispiel deutlich am nördlichen Himmel etwas Schreckhaftes, ein funkelndes Einauge, mit langer, weithin wallender doppelter Silbermähne, reglos, wie ein drohendes Gespenst. Eine Menschenmenge ist um mich herum angesammelt, ich höre Gemurmel und Geflüster um mich. Es ist herbstkalt, ich werde auf dem Arme getragen und bin in einen Schal eingewickelt. Ich vernehme die Stimme neben mir: „O Gott, o Gott! Das bedeutet Krieg!“ Meine Mutter ist's, die angstvolle, gottesfürchtige. Diesmal hatte sie recht. Es kam wieder Krieg. Viel später lernte ich, daß dieses schrecklich-schöne Wahrzeichen am Himmel, die erste deutliche Lebenserinnerung des eben Dreijährigen, der große Komet Donati gewesen war, der erst in 1770 Jahren wiederkehren soll.

Dann wieder sehe ich, schon ein Knabe im elften Jahr, an einem sonnigen Julimorgen den Vater an meinem Bette stehen, tiefen Kummer in dem gütigen Beamtenesichte mit dem ergrauten Kaiserbarte. Ich bin eben erwacht und erfahre von ihm die furchtbare Neuigkeit des gestrigen Tages: Königgrätz! Er heißt mich aufsitzen und ein andächtiges Vaterunser beten für die Gefallenen. Für alle, ob Freund oder Feind. Denn er war mit dem „Bruderkriege“ des Jahres 1866 nicht einverstanden.

Ich sehe mich weiter mit Buben und Mädeln im Zimmer der vierten Normal-schulklasse zu K r e m s m ü n s t e r beisammen, die ich eben absolviert hatte, um ins Gymnasium einzutreten; wir zupfen eifrig Charpie, jedes hat davon schon einen kleinen Hügel vor sich aufgehäuft. Des Krieges wegen haben die Schulen früher geschlossen. Dafür muß die Jugend jetzt Werke der Barmherzigkeit üben lernen. Angehender Student, darf ich auch, als Verwundete vom italienischen Kriegsschauplatz gekommen und in den Lehrzimmern des Klostergymnasiums untergebracht sind, Handreichungen bei ihrer Pflege leisten. Ich sehe noch die jungen, ermüdeten Gesichter der Soldaten auf ihren Schmerzenslagern, weiß noch, daß etliche an ihren Wunden erlagen und daß es stille Begräbnisse gab; erinnere mich, daß ein Geheilte, der mir besonders zugetan war, mich beim Abschiede mit einer handvoll Projektilen beschenkte.

Ebenso ist mir die fieberhafte Anteilnahme an den Ereignissen des Siebzigerkrieges, die Entstehung des neuen Deutschen Reiches und der innere Zwiespalt in lebhafter Erinnerung, in welche mich die damals unwiderstehliche nationale Begeisterung mit meiner allmenschlichen Friedensgesinnung versetzte. Ein Glück für mich, daß ich nie Soldat geworden bin, daß ich eine „festsitzende Knochen-narbe“ hatte und sehr kurzsichtig war.“

Umsonst war die Annahme, daß die Verwirklichung gerechter und humaner Verhältnisse in der Welt noch unmittelbar von den Staaten und regierenden Persönlichkeiten zu erwarten war. Die Ereignisse haben nachher die Lehre gebracht, daß die Verhältnisse viel komplizierter lagen. Daß Erwartungen hier nur trügen konnten, mußte der auf sich allein gestellte Dichter seit 1914 Stück für Stück vor Augen sehen. 1918 erkannte er noch das Trügerische an den Wilsonschen Weltversprechungen.

Alleingestellt war er deshalb, weil vieles ihn im Stiche ließ, auch sein Kindheitsglaube. Es machte ihm die allergrößte Mühe, sich denken zu müssen, daß hüben und drüben die Waffen zum Kampf gegen Völker

gesegnet werden, die des gleichen Glaubens sind und zum gleichen Gott beten. Er empfand dies so, daß der Schlachtengott eben ein anderer als der Christengott ist.

„Den Schlachtgott Zebaoth
freut Krieg und Kriegesnot.
Den Frieden, wie ihr wißt,
den predigt Jesus Christ.“

Im „Tagblatt“, Linz, Donnerstag, den 30. März 1916, schrieb er, unter dem Decknamen „Humanus“, einen Leitartikel „Nationalismus und Humanität“.

Ein unkonfessioneller, allmenschlicher Christusgedanke stand wesentlich in der dichterischen Vision vom November 1916 vor ihm. Es war eine Prüfung auf die Existenz dessen, was er in philosophischen Schriften als ein Aufgeben des egoistischen Ich und ein Aufgehen im Ich der ganzen Menschheit als Ziel der Sittlichkeit gefordert hatte:

Lacrimae Christi

„Und es sahe der Herr, hinschreitend über
die Erde, die er erlösen gewollt vor nahe
zwei Jahrtausenden nun — in der Zeit, wo der Wille
zur Macht und der Wille zum Mammon triumphierten
im Römischen Weltreich — schauernd sah er das jüngste
Gericht des Weltkriegs, den wir erleben.

Alldies lebte der Herr wie sein eigenes Leiden
und Sterben, welches nun erst zum größten des Erdballs
anwuchs, das zusammenzufassen im Geist
weit über die Kraft des Einzelnen geht.

Und übermannt von den Schmerzgewalten verbarg er
sein bleiches Antlitz, barg es im härten Gewand
und weinte. Weinte bitterlich über die Menschheit —
Ströme von Tränen vergoß er. Wenig besagten
die meinen dazu, so reichlich sie rannen, in jener
Nacht, als uns der Fernruf kam vom Verbluten des Sohnes.

Ging ein Schauer durch die ganze Natur, da Christus weinte?
Dann sah ich wieder sein Haupt, das von jugendauf so oft
geschaute Bildnis: nun verstand ich's — im Weltkrieg.
Und aus geheimnisvoller
Nähe hallte mir es wie eine Stimme:
„Duldet, hofft und vertraut! Umsonst nicht kam ich
in eure Welt. Der Friede auf Erden, er muß

euch werden, sowahr ich gesandt ward, ihn zu bringen,
 nicht den Frieden zum Tode, sondern zum Leben!
 Und schreien noch werden nach mir die Völker alle,
 wann endlich ausgeschöpft sein wird des Weltleids Unmaß,
 schreien zerknirscht nach dem Christusgedanken,
 welcher von je der Gedanke der Edelsten war
 auf Erden!"

So klang es um mich. Und der Morgen graute."

Der Leichnam Dr. Friedrich Wolfgang Teutschmanns war im Frühjahr 1917 im Soldatenfriedhof zu San Daniele am Karst exhumiert und im Familiengrab auf dem St.-Barbara-Friedhof in Linz, Sektion XI, Nummer 220/221, beigesetzt worden. Bei den Exequien gab es eine Aufführung des Mozartschen Requiems in der Linzer Kapuzinerkirche.

29. Mai 1918: „Ich treibe schon seit Jahr und Tag während des Krieges Völkerversöhnung auf meine Art, indem ich Englisch, Französisch, Italienisch fortlerne. Jede Woche soll mit der Sprache gewechselt werden. Am weitesten blieb ich mein Lebtage mit der schönsten von diesen dreien, der italienischen zurück und nun will ich — sogar etwas pietätlos, denn mein lieber Fritz fiel einer italienischen Granate zum Opfer — gerade dieses Versäumnis nachholen.“

Der Dichter machte es sich zur Gewohnheit, jeden Morgen früh aufzustehen und auf einem Gang über den Bauernberg sich im plastischen Element des Gedankens zu erüben. Er dachte eine soeben gedachte Gedankenkette in der Erinnerung wieder von rückwärts nach vorne; oder ein Drama vom fünften Akt nach dem Anfang hingehend. Niemand hatte ihn dazu angeleitet. Solche Übungen festigten ihn.

17. September 1918: „Der Friedhof ist immer mein liebster Spaziergang. Auch heute früh, im Morgennebel, durch welchen der aufgehende Sonnenschein drang, dort gewesen, bei Fritz. Sein Feldkreuz verwittert schon unter Grün und Blumen. Bald werden es zwei Jahre sein, daß er gestorben ist. Heute endlich auch leistete ich den Schwur am Grabe, meines Lebens Rest dem Kampfe zu weihen — für den Frieden.

Zu dir, Kraft alles Lebens flehe ich:
 Erhalte mich, daß ich mein Werk vollende!
 Gib, daß der Geist, der aus der Welt entwich,
 Mir scheidend seine letzten Gluten sende,
 Damit ich, ehe noch mein Tag verblich,
 Noch einmal schaffend rege meine Hände.
 Nun durch den größten Schmerz hindurchgegangen,
 Trag ich nur mehr nach meinem Werk Verlangen.“

Der Kampf für den Frieden — ein Schlüssel zu vielem, das der Dichter geschrieben hat. Es ist dies jedoch nicht im Sinne eines flachen Pazifismus

zu verstehen. Ein Schaffender — und das ist ja die ursprüngliche Bedeutung des „Poeten“ (vom griechischen poiein, schaffen, wirken) — ist sich vielmehr bewußt, daß er mit seinen Gedankengängen und inneren Beschäftigungen nicht im Wesenlosen schwebt, sondern an Realitäten herandringt, die er zum Heil oder Unheil gestalten kann. So verstanden, ist der Kampf für den Frieden kein Ding der Propaganda, sondern der inneren Arbeit.

Die Philosophiegeschichte wurde vorgenommen und, von Thales bis Nietzsche, durchlebt. Ein Resultat davon ist das Gedicht:

Die Psyche an die Psycho-Anatomen

„Anatomieren wollt ihr, zergliedern, ins Feinste zerfasern
meinen unleiblichen Leib? Wär ich nur schon Präparat!
Ruhig seh ich dem Schauspiel zu und mit stillem Behagen
folg' ich euch Schritt für Schritt bei dem vertrackten Geschäft.
Wißt! Ich führe mit heilen Gliedern das trennende Messer,
das vor dem Publikum mich schneidig soeben zerlegt.
Aber im Ernste gesprochen! Ihr wollt mich wirklich ergründen,
künden der staunenden Welt, daß ihr mich endlich entdeckt?
Weil ihr mit scharfem Gesicht und Gehör und Getast und Geruche
Tätigkeiten erkennt, glaubt ihr, die wären mein Sein?
Und wer ist es, der euch mit dem Forschermute befeuert,
euere Sinne verschärft, euch mit den Waffen versorgt,
wenn es die Psyche nicht ist, sie selbst, nach welcher ihr fahndet,
welche die Hand euch führt, lenkt den gelehrigen Sinn?
Forscher bin ich zugleich und das zu Erforschende, nimmer
trennt ihr euch selber von mir, wähnt ihr getrennt mich zu sehn.
Gebt es nur auf, mich zu suchen! Mich findet ihr nimmer und nirgends,
ahnt ihr im Innersten nicht heilig beseelende Kraft,
die aus den Tiefen der Welt ausströmt in jegliches Wesen,
und aus geheimem Born ewige Nahrung empfängt,
ewig sich mehrt, trotz allen den Toden, und weiter entfaltet,
ewig sich wiederernewt — Psyche, die Seele der Welt! —
Und so verbleibt als höchstes Rätsel das Seelengeheimnis,
aller Geheimnisse Grund, Anfang und Ende zugleich,
weil wir, was ist, aus unserer Seele nur immer empfangen,
stets durch sie und in ihr alles Erscheinende sehn.
Laßt uns hoffen darum, es sei die nämliche Seele,
welche die Sterne beschaut, welche die Sterne bewegt! —“

Karl Teutschmann starb am Vormittag des 10. August 1928 im 73. Lebensjahr in Linz. Seine letzten Worte, die er dabei sprach, sind: „Ich war ein Dichter. Das war mein Schicksal.“

VERGANGENES UND VERÖFFENTLICHTES

Am 19. Dezember 1887 erschienen die Gedichte des Zweiunddreißigjährigen „Lehrzeit und Leben“ bei J. F. Richter in Hamburg, dem Hamerling-Verleger. Der hochgeschätzte Dichter Robert Hamerling starb am 13. Juli 1889 im 60. Lebensjahr.

Der Sechziger spielt in Dichterbiographien eine besondere Rolle. Für Karl Teutschmann begann mit dem Eintritt ins 60. Lebensjahr und der Übersiedlung nach Linz 1915 sein „Nachsommer“, wie sich Adalbert Stifter fünfzig Jahre früher im ähnlichen Fall seiner Pensionierung, 1865 ebenfalls ein Sechziger, ausgedrückt hatte: „Mein Nachsommer hat begonnen.“

Die sonstigen Veröffentlichungen Karl Teutschmanns läßt man zweckmäßigerweise mit der Novelle „Editha“ beginnen, die in der Novellen-Zeitung des „Deutschen Volksblattes“ (Erscheinungsjahr nicht feststehend) erschienen ist.

Editha. Ernst Wolfhart, ein junger Maler, hat sich auf der Suche nach Motiven in einer Gebirgsgegend eingemietet und ein junges Mädchen kennengelernt, wird aber mit seiner Werbung um sie von ihrem groben Vater abgewiesen. Innerlich verletzt, zieht er in die Großstadt (Berlin) und läßt sich dort zur Ehe mit einer zwar geistreichen, aber kalt berechnenden weiblichen Persönlichkeit herbei. Nach sieben Jahren erhält er einen Brief seiner Jugendgeliebten, in dem sie ihm mitteilt, daß ihr Vater gestorben ist und sie selbst, unvermählt geblieben, das väterliche Anwesen, Mühle und Garten übernommen hat. Nur sein Pflichtbewußtsein und die Rücksicht auf seinen geliebten Knaben, der der Ehe entsprossen ist, vermögen es über Wolfhart, das unglückliche Eheband mit der Frau, die ihn mit einem Grafen hintergeht, aufrechtzuerhalten. Er versucht sich als Maler ohne dauernde Kraft an vaterländischen Stoffen. Der Siebzigerkrieg (1870) beraubt ihn seines Sohnes, der fällt. Endlich kehrt er, kinderlos und verwitwet, nach 35 Jahren wieder bei der Müllerin Edith, von ihm Editha genannt, ein und mietet sich nach einem ergreifenden Wiedersehen im ersten Stockwerk ihres Hauses ein. Da kehrt seine verlorene Schaffenskraft wieder. Es gelingt ihm ein Gemälde, das Fausts Himmelfahrt, aus Goethes „Faust“ zweiter Teil, darstellt. Nur drei Figuren, oben die Mater gloriosa, links tiefer Gretchen und noch tiefer rechts Faust, sind darauf zu sehen. Im Anblick des „Gnadenbildes“, wie Editha sich ausdrückt, beschließen die beiden alternden Menschen ihren verspäteten Ehebund.

Verschiedene Grundmotive, die für die Biographie des Dichters ihre Bedeutung haben, sind in dieser Erzählung ausgedrückt. Erstens liegt im

Schaffen Wolfharts die Abkehr von allen Idealen, die sich auf die Spitzen der Bajonette gründen, und die Hinwendung zu einer höheren Religiosität.

Zweitens ist ausgedrückt die Anwaltschaft für das, was man im menschlichen Leben die Treue nennt. Es hat nur Sinn, die Treue zu bejahen, wenn man in der Liebe etwas über die Natur Hinausgehendes sieht, etwas, „wonach man vergeblich die Mutter Natur, aber mit desto größerem Gewinne die Tiefe des Menschenherzens befragen kann: das Wesen der wahren Liebe!“

Drittens ist ein selbstbiographisches Motiv der Verlust des eigenen Sohnes. Man wird sich fragen, wodurch solche Motive gedichtet werden können, lange bevor sie in der Biographie Wirklichkeit werden. Es liegt jedoch darin ein Grund- und Kennzeichen für den wahren Dichter. Er vermag das seinem Leben zugrunde liegende Schicksalsgesetz intuitiv zu errahnen und zu gestalten. Und so ist auch wie im voraus ein Altersporträt des Dichters selbst konzipiert, wenn er den Maler so schildert: „Das Silber seines vollen Haupt- und Barthaars schien nicht so sehr die Präge seines Alters, als des Schicksals zu tragen. In die Furchen seiner hohen Stirne, in seine wetterharten Züge war das Gedächtnis leidvoller Geschehnisse eingegraben, jedoch der Ausdruck des Gesichtes atmete das Gefühl des endlich errungenen Friedens, den nur der unüberwindliche Wille und die allmächtige Zeit gewähren.“¹

Auch die Gliederung des Stoffes der Novelle in Siebenjahresperioden (7, 35) könnte, näher ausgeführt, Grundlage für eine Dichterbiographie werden. Wir begnügen uns damit, gemäß den soeben angeführten Grundmotiven, die Publikationen von 1886 bis 1920 nach Gruppen 1. in historisch-sozialphilosophische, 2. in naturphilosophische und 3. in dichterische Selbstbekenntnisse einzuteilen.

1.

Der deutsche Zollverein und die Zolleinigung mit Österreich, eine geschichtliche Studie, Linz 1886. Der Arbeit ist als Motto der Spruch von Goethe vorangesetzt: „Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.“ Während Österreich seit der josefinischen Zeit in dem die heimische Industrie zwar fördernden, aber die zwischenstaatliche Wirtschaft unterbindenden System der Prohibitivzölle steckenblieb, sind unter dem Ruf des Nationalökonomen Friedrich List und der Initiative Preußens die mitteldeutschen Staaten nach und nach zum Abbau der Zollgrenzen und, im Sterbejahr Goethes, 1832, zur Zolleinigung im deutschen Zollverein geschritten, die die politische

Einigung vorbereitete. Nebenbei heimatkundlich interessant ist die Anmerkung: „In seinem Tagebuche anlässlich einer Bereisung Oberösterreichs (1779) wundert sich Kaiser Josef II. bei Besichtigung der damaligen Linzer Spinnfabrik, daß alle Wolle hiezuhier aus weiter Fremde, vielfach aus Mazedonien, ja sogar aus Sachsen herbeikomme.“ (Siehe Dr. Johannes Falke, Geschichte des deutschen Zollwesens.)²

Ein Gedicht in der Festschrift zum VIII. niederösterreichischen Gaulturnfest in Zwettl, 1888, spricht vom „Friedensbunde, der, will es Gott, zum Ewigbunde gedeihe.“³

Mit der Broschüre *Los vom Antisemitismus! Offener Brief an einen Unverfälschten* (Linz 1891), die er unter dem Decknamen „Wahrmund“ schrieb, befreite sich Karl Teutschmann aus jedem Gesinnungszwang. Das Linzer Programm der Deutschnationalen Partei, als dessen Mitverfasser er genannt wird, bestand ursprünglich aus elf Punkten, zu denen erst später ohne Vorbesprechung als zwölfter Programmpunkt der Antisemitismus hinzugefügt worden war. Von diesem distanzierte sich „Wahrmund“ nun ebenso entschieden wie von dem Parteiführer von Schönerer. Ihm ist der Antisemitismus als Lebenspraxis eine Verfälschung des wahren Deutschtums. Er deckt in einer Auseinandersetzung mit dem materialistischen Philosophen Eugen von Dühring, der sich zum geistigen Vater des Antisemitismus aufgeschwungen hatte, den in antisemitischen Parolen verhüllten demagogischen und antisozialen Kern auf. Zudem enthielt diese beredete Streitschrift auch an einer Stelle den Kern seiner eigenen Weltanschauung, die sich vom Humanismus Lessings, Goethes, Schillers herleitete und in Robert Hamerling in bezug auf die Beurteilung der Zeit (siehe dessen Epos „Homunculus“) einen Bundesgenossen fand. Er sah den eigentlichen Feind der sozialen Ordnung in jeder Menschenbrust: „Soll je die Welt sozial gestaltet werden, so muß jeder Einzelne gegen sich selbst Revolution machen, denn nicht durch aufgezwungene Gesetze, sondern nur vom tiefsten Innern jeder einzelnen Menschenbrust heraus kann die Religion des Mitleids zur allgemeinen, weltversöhnenden Tat werden.“⁴

Diese Schrift fand eine Entgegnung von einem oberösterreichischen Gewerbetreibenden in einer Artikelreihe des „Linzer Volksblattes“, April 1891. Julius Wimmer, der Verleger des „Wahrmund“, schrieb hierüber am 9. April 1891 an diesen: „Es wäre schade um die Zeit, die zu einer Erwiderung notwendig ist.“

Nachdem Karl Teutschmann in den Mitteilungen des Deutschen Vereins für Oberösterreich in Linz, 1. August 1892, noch einmal über „Der Antisemitismus und die junge Generation“ geschrieben und die Jugend vor

dieser Richtung gewarnt hatte, die als ihrer Weisheit Schluß „eigentlich nur das Totschlagen und Hängen“ kenne⁵, verwandte er seine Kraft auf die Mitarbeit im Oberösterreichischen Volksbildungsverein, Linz, und dessen Zeitschrift „Der Volksbote“. Eine gewisse Volkstümlichkeit seiner Schreibweise sicherte Karl Teutschmann eine lange Reihe von Jahren Mitarbeit am „Volksboten“. Oft erschienen seine Beiträge an erster Stelle.

Gesammelte Aussprüche bedeutender Persönlichkeiten „Gegen den Krieg“ in den Spalten des „Volksboten“ dürften auf die Tätigkeit Karl Teutschmanns zurückzuführen sein. Er selbst schrieb im Jahrgang 1893 einen Aufsatz „Zum ewigen Frieden“.⁶ Aus geschichtlichen Betrachtungen heraus kam er zu dem Schluß: „Die Menschen der Zukunft werden sich sagen, daß es einen gemeinsamen Kampf gilt gegen gemeinsame Feinde, als da sind: das Elend, die Unwissenheit, die Krankheit, der Hunger, und daß die höchsten Kräfte der Nationen sich gegen diese furchtbaren Feinde richten müssen.“

Als Frucht geschichtlicher und moralphilosophischer Studien erschienen 1893 die beiden Abhandlungen *Der Bauernkrieg in Oberösterreich und seine Ursachen* im Selbstverlag des Verfassers⁷ und *Was ist Moral?* als Beilage zum „Volksboten“⁸, beide nach im Volksbildungsverein gehaltenen Vorträgen. In der zuerst erwähnten Arbeit gab er einen Auszug aus dem Werk von Prof. Dr. Felix Stieve „Der oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1626“ mit der aus den Dokumenten gewonnenen Erkenntnis: „Es war einzig und allein die Aussicht, dem Glauben oder dem Vaterlande entsagen zu müssen, welche die durch den Druck der Abgaben und Soldaten hervorgerufene Verbitterung zu wilder Verzweiflung steigerte und zu offenem Kampfe losbrechen ließ.“ Hierauf folgte der Zukunftsausblick: „Künftige Jahrhunderte mögen dann erst den Gedanken, welcher aller Toleranz zugrunde liegt, ins Volksbewußtsein übertragen, daß die einzelnen Religionen nicht verschiedene Lichter sind, die sich gegenseitig ihre Leuchtkraft streitig machen, sondern nur verschiedene Strahlen eines und desselben Lichtes.“

In der erwähnten Arbeit, die sich mit den Grundlagen der Moral (Sittlichkeit) beschäftigt, untersucht er „die Fähigkeit oder das Vermögen des Menschen, im gegebenen Falle so moralisch zu handeln, wie er es für moralisch hält“ oder mit anderen Worten „die moralischen Grundkräfte“ in der Menschennatur. Gedankengänge aus der Naturwissenschaft dienen der Annahme, „daß Natur und Moral aus einer und derselben Quelle stammen“. Der sittliche und damit der Fortschritt des Menschengeschlechtes überhaupt beruhen auf einer fortschreitenden Erweiterung der Kreise,

innerhalb derer sich die moralischen Instinkte betätigen, dank den beiden großen Helfern Mitleid und Pflichtgefühl, wodurch die von Ursprung her vorhandenen sittlichen Grundtriebe als Sittengesetz intellektuell faßbar werden. Im Sittengesetz begreift man die „über das alleinige Ich hinausgehende Bedeutung unseres Wesens und Handelns“. Das Gute aber geht erst aus dem Kampf der moralischen mit den antimoralischen Trieben hervor. Das Ich hat zwei Seiten: „Wir werden dann unter Egoismus nur die Schattenseite des Ich verstehen, in welcher alles Böse wuchert, während das Ich in seiner entfernteren oder näheren, aber stets freundlichen Beziehung zu dem Anderen die Lichtseite des Ich, in der alles Gute gedeiht, darstellen wird.“ In der Moral gilt das gleiche „Widerspiel der Gegensätze“, das auch die Natur als den Gegensatz von Licht und Finsternis, Wärme und Kälte usw. kennt. Deshalb wandte sich Karl Teutschmann gegen das aus der Wirklichkeit herausführende, verführende „Jenseits von Gut und Böse“ eines Nietzsches.

Von der Politik, nicht aber von Weltinteressen nahm er mit den beiden Aufsätzen *Über Politik und Politisieren, eine nichtpolitische Betrachtung* und *Noch einige Gedanken über Politik* (1895) endgültig Abschied.⁹

Geschichtliche Betrachtungen waren stets von dem Bemühen erfüllt, der Geschichte einen Fortschritt abzugewinnen. Es gab dazu mancherlei Anlässe. Ein Aufsatz *Weihnachtsgestalten* (1892)¹⁰ handelte über alten Weihnachtsglauben und alte Weihnachtssitten und schloß mit dem Zukunftsausblick: „Wenn wir heute das Weihnachtsfest begehen, so ist es schon ein neuzeitlicher, moderner Gedanke, den wir in dasselbe hineintragen, ein Zukunftsideal... die Humanität!“ In schmerzlichem Kontrast hiezu stand dann allerdings der Aufsatz *Deutsche Weihnachten 1919*¹¹, nach Weltkriegsende, dem der andere, *Es ist vollbracht!*, vorausgegangen war.¹² Hieher gehört auch ein nach der Jahrhundertwende verfaßter Rückblick auf die Weltverhältnisse des letzten Jahrzehnts 1891 – 1901¹³ und zwei im Säkularjahr der Völkerschlacht von Leipzig geschriebene Arbeiten: *Napoleon I. (1769 – 1821)* und *Die Ermordung des Herzogs von Enghien, ein Beitrag zur Würdigung Napoleons*¹⁴, worin er zu dem Urteil über Napoleon gelangt: „Ein Irrsinniger, der die Welt in Schrecken setzte“, und „er ist ein furchtbar großer Herr geworden, aber eine kleine, barbarische Seele geblieben.“

Verwandt mit dem Vortrag „Was ist Moral?“ ist auch der Aufsatz *Die Überwindung des Hasses* (1893)¹⁵, der mit den Worten schloß:

„Das Böse brauchst du nicht zu hassen,
Du brauchst es nur zu unterlassen“,

und der Aufsatz über den für die sittliche Entwicklung des Menschen notwendigen *Humor*¹⁶, der die Überzeugung enthielt: „Der wahre Humor wurzelt im Gemüte“, was beides auf die Gemütspflege hinwies.

2.

Obwohl Karl Teutschmann mit dem Aufsatz *Der Pessimismus* (1897)¹⁷ gegen diese damals viele Denker ergreifende Weltanschauung auftrat, bemächtigte sich doch seines eigenen Fühlens im Lauf der Jahre eine immer tiefer gehende Schwermut von geradezu „kosmischem“ Ausmaß. Geht man aber dem Ursprung dieser drückenden Gemütsquelle nach, so wird man unter anderem auf die Tatsache geführt, daß die Astronomie ein totes Bild des Weltraums erzeugt hatte. Das rief in der Seele jene Lähmung und Leere hervor, in der sich die Annahme, „daß Natur und Moral aus einer und derselben Quelle stammen“, schwer aufrechterhalten ließ. Und doch mußte die Lösung des Naturrätsels im Menschen gefunden werden.

Schon der *Prolog zur Wohltätigkeits-Akademie für die Überschwemmten von Tirol und Vorarlberg am 18. Oktober 1888 in Amstetten* enthielt gleichsam als Motto den Gedanken:

„Groß ist und heilig die Natur. Doch eint
Kein Bund sie mit den Menschen . . .
— das Herz hat nur
Der Mensch!“¹⁸

Karl Teutschmann wandte sich in den „Mitteilungen des Deutschen Vereins für Oberösterreich“ vom 4. November 1892 zu einem seiner Grundthemen in dem Aufsatz *Religion und Wissenschaft*.¹⁹ Er versprach sich die Versöhnung der im Lauf der Geschichte aufgetretenen Gegensätzlichkeit von Gottesglauben und wissenschaftlicher Forschung nicht von einer gewaltsamen Unterordnung des einen Prinzips unter das andere, sondern von einem tieferen Denken selbst: „Ein tieferes Denken wird vielmehr trotz aller Errungenschaften der Forschung niemals mit dem Bekenntnisse zurückhalten, daß gerade die Natur das schlechthin Wunderbare ist, und daß der Mensch, der ja nicht bloß Verstand und Vernunft, sondern auch Gemüt besitzt, erst seine volle Befriedigung findet, wenn er in der Welt nicht bloß den gesetzmäßig arbeitenden Mechanismus, sondern in demselben auch das Innewohnen eines organisierenden geistigen Prinzips zu erkennen vermag.“

Nur mit Mühe aber kann das schwach erkennende Gemüt in dem Aufsatz *Die Sonne* (1895)²⁰ das Bekenntnis Goethes neben den Ergebnissen der Weltraumphysik aufrechterhalten: „Sie (die Sonne) ist eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbeate in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns.“ Zwar schreibt Karl Teutschmann als Volksbildner seiner Zeit: „Vertausche nur deine düstere, sonnenlose Wohnung mit einer an der Sonnenseite liegenden, bald wirst du merken, um wie leichter es sich lebt. Es sollte ein Gesetz geben, daß zu jeder Menschenwohnung die Sonne Zutritt haben muß, es sollte verboten sein, daß sich die Menschen Licht und Sonne verbauen. Wohnen und Sonne sollten unzertrennliche Begriffe sein.“ — Aber genügt das schon gegen die Verödung der Seelen?

Zwei weitere Aufsätze, *Wie viele Bewegungen macht die Erde? Eine astronomische Plauderei* (1913)²¹ und *Mensch und Erde* (1916)²², zeigen die Beobachtung, daß Weltall und Mensch, Makro- und Mikrokosmos in diesem Jahrhundert nicht mehr zusammenstimmen.

3.

Als Heilmittel gegen die Verödung und Zersplitterung hatten jene Jahrzehnte noch die Musik, hatten sie vor allem auch noch das Dichterswort.

Die Mozart-Centenarfeier des Linzer Musikvereines am 20. Dezember 1891 brachte ein *Fest-Gedicht* von Dr. Karl Teutschmann, als Festblatt gedruckt und dann auch 1906 in Peter Roseggers Monatsschrift „Heimgarten“ (Maiheft) als *Mozart* und im „Volksboten“ als *Mozarts Tod* wiedergegeben. Dasselbe Gedicht sollte, wieder zehn Jahre später, am 26. November 1916, bei einem Weihekonzert des Musikvereines Linz unter der Stabführung August Göllerichs von seinem Verfasser als Vorspruch vorgetragen werden. Infolge des Todes des Kaisers Franz Josef I. mußte dieses Konzert abgesagt werden, um dann als Gedächtniskonzert für den verstorbenen Regenten am 9. Dezember 1916, jedoch ohne den Mozart-Prolog, stattzufinden. Dieser wurde dann im „Volksboten“ im Jahre 1917, Nr. 1, aber in papiersparender Weise abgedruckt.²³

Der Jahrgang 1892 des „Volksboten“ brachte auch die Wiedergabe des Festvortrages *W. A. Mozart, ein Mann aus dem Volke*, den Karl Teutschmann zur Mozartfeier des Oberösterreichischen Volksbildungsvereins am 13. Dezember 1891 in Linz gehalten hat.²⁴

Das erste eigene Gedicht im „Volksboten“ ist das *An Oberösterreich*, mit dem der Dichter auch die Dichterlesung von 1915 eröffnete. Es bringt als Wunsch die paradigmatischen Worte, die Goethe auf dem Sterbelager sprach: „Mehr Licht! Mehr Licht!“²⁵

Wenn auch schon Adalbert Stifter über den Verfall der Kunst in der Gegenwart geschrieben hatte und es solchen Dichtern oft schwerfallen mochte, ihren mit dem Priester und Arzt verwandten inneren Beruf auszuüben, setzte sich Karl Teutschmann für gute Lektüre in einem Aufsatz *Zeitung und Buch* (1894) ein²⁶, der mit der folgenden Empfehlung guter Bücher schloß: „Denn auch sie sind Menschen, warmherzige, treue, wahrheitsuchende: jedenfalls sind sie *der verdichtete, sich ganz zusammenfassende Mensch*, der in der Schrift sein bestes, sein eigentliches Wesen ausprägt.“ Über Sprachverbesserung handelte der Aufsatz *Ein Überflüssiger*, gemeint war der kleine Buchstabe *s* in Wortzusammensetzungen.²⁷

Ein Werk der Verehrung waren die Dichterporträts, so z. B. dreißig Jahre nach seinem am 31. Mai 1864 in Linz erfolgten Tode der Aufsatz für den Dichter Hermann von Gilm. Durch sein lyrisches Werk hindurch klingt das Bekenntnis von der schweren Stellung des Dichters, so wenn Gilm sagt:

„Ich wußte nicht, wie schmerzenvoll und herbe
Die Tage eines Dichters sind.“²⁸

Goethe, ein Wort zur Feier seines 150. Geburtstages wurde für den Jahrgang 1899 des „Volksboten“ verfaßt. Dieser Aufsatz faßte Goethes Bedeutung in dem Wort zusammen: „Ein Offenbarer für alle Zeiten.“²⁹

Des Dichters Nikolaus Lenau wurde im Jahrgang 1902 gedacht.³⁰ Peter Rosengers Lebenswerk wurde zu seinem 70. Geburtstag 1913 geschildert³¹ und dasjenige von Edward Samhaber zum gleichen Anlaß 1917.³²

Im Aufsatz *Adalbert Stifter, zu seinem 50. Todestage* (1918) leuchtet ein, wie vereinzelt Orakelwort hervor. Es ist an der Stelle, wo Karl Teutschmann sagt: „Wenn man sich in das Werk von Adalbert Stifter vertieft, so kann es einem vorkommen, was aus der Welt hätte werden können, wenn Weisheit und Liebe die lenkenden Lebensmächte geworden wären.“³³

Das verschlossene Kästchen, ein Märchen für Grübler stand 1896 im „Volksboten“.³⁴ Bald darauf erschien in derselben Zeitschrift eine Antwort in Versen von Julius Wernher, der an dem Pessimismus des Märchens Anstoß nahm.

Seit dem ersten Gedicht „Oberösterreich“ (1892) erschienen neben den überaus zahlreichen Sprüchen und Sinngedichten – eine besondere Form seiner Produktion – auch immer mehr größere Gedichte. „Das verlorene Paradies“, „Seid heilig!“ (eine poetische Weihnachtsbotschaft über die Engelskunde „Friede den Menschen“, 1895); „Vergänglichkeit“, „Abendseggen“ (1896); „Der Frühling ist gekommen“, „Pfingsten“ (1897); „Mai“, „Sonett“ (1898); „Ein Mailied“, „All und Ich“, „Abendgang“, „Einsamkeit“ (1899); „An die Dichter des neuen Jahrhunderts“, „Engel“ (1900); „In Schnee und Eis“, „Maifahrt“, „Die Friedenskonferenz“, „Kürnberg bei Linz“ (1901); „Regenlied“, „Das Lebensbuch“ (1902); „Der ewige Christ“, „Herbst-Psalmodie“ (1903); „Anton Bruckner“, „Blütengruß“, „Drei Oden“, „Sonett“ (1904); „Das Leben“, „Junimorgen“, „Der Geisterzug“ (1905); „Mozarts Tod“ (wie erwähnt bereits aus dem Jahre 1891); „Osterlied“, „Kirchschlag bei Linz“ (1906); „Einsam nicht allein“, „Das alte Gebetbuch“ (1907); „Weltanschauungen“ (Sonett), „Nachtgesang“ (später „Sternenhymnus“), „Die Arche der Hoffnung“ (1908).

„Und Friede den Menschen“ (1909). Es gibt dazu einen Brief von Peter Rosegger, der sich bereit erklärte, das Gedicht mit einer Änderung, die er vorschlug, in seinen „Heimgarten“ aufzunehmen. Karl Teutschmann fügte sich dieser Bedingung. Das Gedicht steht in dieser Form auch im „Volksboten“ und seine beiden letzten Zeilen sind also von Peter Rosegger.

Weitere Gedichte: „Bergfahrt“ (1909); „Eile mit Weile“, „Herbst“, „Die Zeit“ (1910); „Wider Willen“, „Frühlingsgang“, „Mit einem Goethe-Bildnis“ (1911); „Bergandacht“, „Weltfremd“ (1912); „Das Glück“ (1913); „Vom alten Mai“ (1914); „Pfingsten“, „Zur Begrüßung der Heimat“, „Die Schönheit und das Auge“, „Weihnachten im Felde“ (ein Gedicht, für das in wärmsten Ausdrücken von Soldaten, die im Felde den „Volksboten“ lasen, gedankt worden ist, 1915); „Junimorgen“, „Dr. Hans Zötl zum Siebzigsten“, „Die neuen Dichter“, „Lacrimae Christi“ (1916); „Das Lied von der Zukunft“ (geschrieben 1892), „Die Mutter am Grabe“, „Der Letzte nicht“, „Trost“ (1917); „Im Heldenfriedhof“ (1918); „Juniabende“ (1919).

Der Komponist Franz Neuhofer setzte manche Gedichte Karl Teutschmanns in Musik und widmete die Kompositionen in Verehrung dem Dichter. Es entstanden die Sololieder: „Kann er dafür?“, „Gartenliedchen“, „Wiedersehen“; der Frauenchor „Herbstlied“; die Männerchöre a cappella „Sommerabend“, „An die Sonne“, „Bergandacht“, „Gesang der Geister nach dem Sturme“; der Doppelchor „Der Geisterzug“; der achtstimmige gemischte Chor „Sternenhymnus“.

Manche Gedichte begleiteten den Dichter selbst durch das Leben, wurden verändert und erneuert. Solche Gedichte sind dann auch in das „Gedichtenbuch eines alten Mannes“ (siehe Seite 250) eingegangen, wie das (unveränderte) Sonett „Junimorgen“ (1905, Wiederabdruck 1916) unter dem neuen Titel „Im blühenden Korn“; das Sonett aus 1898 (ganz verändert) unter dem Titel „Das Ewige“; oder der zu mehreren Chören erweiterte und mit anderen Gedichten vermehrte „Sternenhymnus“ unter dem Titel „Urania oder Sternengesänge“.

Das Gedicht „Lacrimae Christi“, die Vision von 1916, um die sich unser Aufsatz eigentlich wie um einen biographischen Mittelpunkt gruppierte, erschien im „Volksboten“ in einer kriegspapiersparenden und seiner dichterischen Form ungünstigen Wiedergabe im Prosasatz. An D(o)k(t)o(r) Karl Teutschmann, den durch den Tod des Sohnes Schwergetroffenen, richtete Edward Samhaber in Nr. 12 aus 1916 einen poetischen Trost, ihn hinweisend auf die Gabe der Dichtkunst, die ihm ein Gott verliehen habe.³⁵

ZUKÜNFTIGES UND UNVERÖFFENTLICHTES

Der 72jährige Dichter schrieb aus seinem Altersheim in Gallneukirchen am 26. Juni 1928 an seinen jungen Sohn:

„Galli, 26. 6. 28

Mein lieber Heini.

Erst heute kann ich darangehn, Deinen lb. Brief vom Samstag 23. d. zu beantworten. Dazu habe ich mir sogar größeres Briefpapier gekauft, nachdem ich ihn in allen Ecken und Enden durchlesen und durchspäht; denn ich fühlte gleich eine gewisse grundsätzliche Verschiedenheit der Anschauungsweise hervortreten, die mißverständlich wirken könnte. Vor allem aber betone ich, und zwar nicht zum erstenmal, daß Dein löbliches Bemühn um Deinen schon allmählich im Greisentum versinkenden Vater ja so nur ‚akademischen‘ Charakter behalten dürfte und daß wir's nicht durchsetzen würden, auch wenn wir uns nur auf eine ‚Auswahl‘ beschränkten. Denn: ‚Wer liest heute noch Gedichte?‘ So fragt sogar der ‚Kunstwart‘ in seinem interessanten Nachruf auf den im März d. J. verstorbenen Dichter Hans von Gumpenberg, der nicht einmal so ein ‚sentimentalischer‘ sondern mehr satirischer und parodistischer gewesen sein muß. Was ihn natürlich nicht hindert, den Kunstwart nämlich, im selben Hefte, das Du mir neulich brachtest, für die Neuen Gedichte von Paul Appel sich zu erwärmen, welcher Reallehrer in Ober-Hessen ist und die ‚nahe bei denen von Ludwig Strauss stehen‘, den ich auch nur aus einer Probe dortselbst kenne. ‚Von Bäumen satt‘:

‚Von Bäumen satt ist der Boden
Die Höhe voll Blau und Wolke‘ (Juninummer 1928).

Ja es ist wirklich wahr, das Volk der Dichter und Denker, das schreibseligste von allen die da leben, liest keine Gedichte mehr, d. h. hat für die Lyrik jedweder Art nichts mehr übrig, als ab und zu ein paar Liebhaber in der Diaspora. Man braucht nur sein Haupt erheben und paar Minuten unter seinen Bekannten und Verwandten herumzublicken. Nein! wir sind die reinen Phantasten, wenn wir auf einen Erfolg der Herausgabe meiniger id est einiger Gedichte nicht des ganzen, ohnehin nicht allzu bändereichen Dichters denken. Und schon beim Ausscheiden steckt man in der Verlegenheit. Was ist's nebenbei mit den 2 dramatischen Dichtungen, also auch gehäuften Versen, für deren eines, 'Der jüngste Tag' mir bekanntlich die sel. Tante Therese (Hinsenkamp) — ich erröte immer dabei! — die Unsterblichkeit verheißen hat.

Natürlich steht es auch um die Darbietung des ganzen, unausgewählten Dichters nicht besser! — Soweit ich übrigens Erfahrungen im Literaturvertriebe besitze, sind Auswahl Ausgaben immer schlecht gegangen, was ich von meinem längst verstorbenen guten Bekannten, beinahe Freunde dem Hofbuchhändler Vinzenz Fink in Linz, Islings Vorgänger weiß.

Ad vocem: 'Wer liest noch heute Gedichte?' gibt es übrigens noch aus der Linzer Zeit ein Sonett von mir, das ich auch in meinem grünen Tagebuch 'Gedichte' mitführe und das also lautet:

Die Kunst der Lieder ist ein wertlos Gut,
und kein Verlangen rührt darnach die Seelen.
Fast ihrer schämen mußst du dich, verhehlen
mußt du vor ihnen deine Dichterglut.

Der Verse Gold ruht nicht in hoher Hut.
Nicht locken Neider lyrische Juwelen,
und kein verwegener Dieb wird dich bestehlen
um deinen Kiel, getaucht in's Herzensblut!

Dein ist sie ganz, dein unbestritten Eigen
die arme Kunst, und — dein Palladium!
Damit du sprichst, wo Andre zaghaft schweigen,

Damit das Leben dir nicht leer und stumm,
damit noch, wenn sein letzter Traum entflieht,
ein Schwanenlied durch deine Seele zieht! —

Und nun, die Auswahl? — Veraltet? — Der Gedanke ist sicherlich nicht mehr neu (siehe Kunstwart!). Nur die Formgebung. Die ist 'mein ausgesprochen Eigen'. Also, wohin damit? Drucken oder — unterdrücken? — Bei vielen anderen käme man in ärgere Klemmen. Denn sie haben heimatliche Anklänge, weilen nicht immer in der Sternenwelt, oder beim Buddha oder bei Christus. Aber — meines Wissens handeln nicht gar viele, ja auch nur wenige, und mehr wie man sagt 'e speculo aeternitatis', von ferneher von den Geschehnissen der Achtziger, Neunziger Jahre. Oder wäre da mein Gedicht auf Anton Bruckner schon veraltet, weil schon mehrfach wieder- oder überholt, oder die Mozart'schen (die noch bei mir liegen zum Mitnehmen nächstesmal)?

Überhaupt meine ich, wie in einem Spruch im ‚Jahr‘ oder ‚Leben im Gedicht‘ steht:

Gutem Gedichte dienen zur Norm
Geist, Phantasie, Gemüt und Form.
Wo es an Einem der Stücke gebricht,
gibt es auch schon kein ‚gutes‘ Gedicht.

Soll dir also ein Wurf gelingen,
müssen die Viere sich durchdringen.

Es ist immer und zu allererst — der Dichter das was gedichtet wird, der Urstoff des Gedichtes, ‚Stoff‘ aber der Gegenstand, der ihn in Bewegung setzt. Und mit Bezug auf das Dichterhandwerk überhaupt fallen mir noch zwei Epigramme von mir ein — die Schar meiner ‚Kinder‘ lebt fast nur mehr in meiner nebelhaften Erinnerung fort! —, die ich dir nicht vorenthalten kann, mein Lieber:

Den Kiel legt mancher aus der Hand,
der wirklich was zu sagen hätte,
indes manch offener Tand
berühmt wird durch die Lärmtrompete.

Und hat er nicht genug Humor,
sich selber etwas vorzudichten:
so tut er gut. Er wär' ein Tor,
sich auf die ‚Nachwelt‘ einzurichten!

Von dieser aber, die völlig unberechenbar und unserer unmittelbaren Einwirkung und Bearbeitung entzogen ist, gilt mein Sprüchel:

Bisweilen ertönen aus einem Mund
Worte, gesprochen für Ewigkeiten,
die, wenn sie auch Mitwelt überhört,
sicher vernehmen noch künftige Zeiten.

Denn nur wer ewige Worte spricht
der hat das große Schweigen gebrochen,
das Schweigen der Vergessenheit —
der allein hat nicht ‚in den Wind‘ gesprochen. --

II.

Sieh also, mein Lieber, von je war mein Dichten auf das Ewige der Welt und nie ausschließlich auf das, was man die Zeit oder ‚unsere Zeit‘ nennt, gerichtet, das war nur Stoff allenfalls und Mittel zur Anschauung. Daher auch meine Dichterei vorwiegend reflektorisch und meditierend, vorwiegend Gedankendichtung ist — etwas besonders Unbeliebtes bei diesem banausischen Geschlechte. Soll man auch aus den an die Hunderte grenzenden ‚Sprüchen und Sinngedichten‘ Auswahl treffen und nach welchen Richtlinien?

Und was den entschieden neuesten Teil meiner Dichterei betrifft, größtenteils erst in meiner Gefangenschaft zu Gallneukirchen in die abschließende Form gebracht, die „Deutschen Elegien“, von denen Du ja Nr. I erst kürzlich kennen lernstest, anbetrifft — ja sind die denn nicht ausgesprochen zeitlich? Nicht mehr aktuell, trotz allen Jammers der in ihnen ab und zu zum Himmel schreit, und nationaler Herzenstöne, die sogar *Hoffnung* wecken-wollend ertönen. Was wäre es mit diesen! Also auch ausschalten?

So sieht unsereins, bei — von jeher strengerer Selbstprüfung schon und trotz der natürlichen Selbstverliebtheit eines altgewordenen Dichters, der doch nicht bloß ein Dichterling heißen will, nur zu deutlich ein, welche Gefahren, mein Lieber, dem so edel und liebevoll geplanten Werke, wenn man's mit einem im Leben sonst allzusehr verachteten Realismus betrachtet, bedrohen. Denn last not least! Glaube ja nicht, daß all dieses nicht auch mit einem für uns, und da kommst ja doch nur Du in Betracht, fühlbarem finanziellen Opfer verbunden sein wird oder würde? Das ist aber ein Punkt, wo mich's verantwortlich zu drücken beginnt. Ich darf und kann Dir das nicht zumuten, mein Einziger, mein Alles jetzt, und — für meinen Lebensrest, den zurückzugeben dahin, woher er kam, mir gar kein Schreckgedanke mehr ist! Aber ein solcher wäre und ist es zu wissen, auch nur mit annähernder Gewißheit zu ahnen, daß ich durch dieses Dein Werk auch Dich in mein nun einmal verhängtes *Geschick* hineindrängen würde. Wie ich mit dem Orest der Iphigenie oft schon in Einkehrstunden mir vorsagte „Ich bin von Tantalus' Geschlecht“, so soll doch mit mir dieses mein Verhängnis enden und Dein Lebensaufstieg, der sich Gottlob so schön anläßt und wahrlich nur Dein Werk ist, nicht noch durch ein im Grunde sosehr verspätetes Wagnis Deines auf einmal wieder ehrgeizig gewordenen Herrn Papa's umdroht werden. Du hast wahrlich ein Werk, das auch nicht allen gelingt, gelobt von Allen und anerkannt von Allen vor Dich gebracht, nach einer von Haus aus getrüben und leidgeprüften ersten Jugend, vor hunderten anderer, von äußeren Glücksgütern schon in der Wiege empfangenen Erdenwallern; tiefer in das ernste Weltwesen blickend als hunderte Andere. Nein, da muß Dir die weitere Bahn ganz frei bleiben und nicht schon gleich mit einem „Risiko“ beginnen.

Ich aber kann und werde nicht abwarten, bis etwa ein tragischer Ausgang meines Lebens mich zu einem Gegenstande des Mitleids für den verunglückten Dichter macht und die Leute für mich erst „interessiert“. Sondern ich zitiere Schiller, den andern unserer Größten, auch noch zum Schlusse:

Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schicksal,
so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt! —

Nur um eins werde ich Dich immer bitten: Dafür zu sorgen, daß meine *Schriften* bewahrt bleiben und Dir nicht aus den Händen geraten. Gewiß wirst Du immer irgend Anregendes, ja Neues aus ihnen schöpfen.

Herzlichst grüßt und nun doch auf ein baldiges Erscheinen hofft in treuer Liebe Dein längst nicht mehr und nie mehr verzweifelter

Vater.“

Das „Gedichtenbuch eines alten Mannes“, das mit dem Dichter nicht mehr vorbesprochen werden konnte, weil er am 10. August 1928 starb,

erschien im Sommer 1929, nun eben doch als eine kleine Auswahl auf zahlreiche Subskription hin, bei Fidelis Steurer in Linz. Als es auf dem Büchertisch lag, empfanden alte Freunde des Verstorbenen das, was es bot, nur als notdürftig.

Irene Zoepf besprach das Gedichtenbuch, mit inniger Einfühlung in die Form, in der Linzer „Tagespost“.

Dr. Otto Fränkl schrieb in der Wochenschrift „Das Goetheanum“, Dornach, Schweiz, 11. Jahrgang, 1932, Nr. 22:

„Ein Mann, der weder von dem tüchtig geleisteten Anwaltsberuf noch von dem offiziellen Geistesleben seines Landes und seiner Zeit sich befriedigt und erfüllt fühlen konnte (Teutschmann ist 1855 in St. Florian geboren, dem Orte, der in Anton Bruckners Leben eine solche Rolle spielt) — dieser Mann war — so nebenher, daß nur nahe Freunde darum wußten — Philosoph und vor allem Dichter. Aus dem poetischen Nachlaß hat sein Sohn Dr. Heinrich Teutschmann in liebevollstem Verständnis die Gedichte ausgewählt, die, vollendet in ihrer Weise, Zeugnis dafür ablegen, wie idealistischer Hochsinn und wahrhaftiges Streben einer Generation den klaren Pfad zum Geist trotz innerster Sehnsucht noch nicht finden konnte. Dieser sinnige Poet ist aber in seiner ganzen Art bezeichnend nicht nur für seine Epoche, sondern auch für geistiges Österreichertum; denn seinesgleichen hat es viele gegeben.“

Als Manuskripte für eine Gesamtausgabe, wie sie hätte werden können, liegen heute noch vor:

1. Zwei Gedichtsammlungen: „Das Jahr“ und „Ein Leben im Gedicht“. Dazu kommt, wovon der Dichter bekennt, daß von der Zeit seiner Vereinsamung an (1920) „die dichterische Hervorbringung ungewollt zunahm, sodaß mir in meiner glücklichen Vorzeit das Versemachen nie so leicht fiel als jetzt“, und das in zahlreichen Heften seinen Niederschlag fand. Er sagt von sich: „Noch ist zu bemerken, daß in meiner Lyrik oder sagen wir ‚Gedichtpoesie‘ ein beständiger Ausbau der Form, ein großer Wechsel der Formen und Maße stattfindet, was nicht wenig zur Belebung des Gesamtbildes und zur Bereicherung des Eindrucks beiträgt.“

2. Eine Tragödie „J o r d a n B r u n o, das Trauerspiel eines Philosophen“, Trauerspiel in fünf Akten, 1898 in Amstetten geschrieben. „Ich habe es in den letzten Jammer-Zeiten wieder vorgenommen und mich noch einmal daran aufgerichtet. Es ist ein Weltabschauungs-drama, noch über seine Zeit, noch in die Zukunft hinausweisend.“

3. Das einaktige Mysterium „D e r j ü n g s t e T a g“, verfaßt 1902, „etwas besonders Kühnes... Es zieht mit einer kaum vorher erbrachten Schmerzgewalt die Summe aus dem Schicksal, Mensch zu sein, und verweist, damit wir nicht jedes Trostes bar sein sollen, auf den ‚Stern der Verheißung‘.“

4. Die philosophischen Schriften, in XV Gedankengängen oder Büchern, das fünfzehnte als „Tagebuch aus dem Weltenbrande“ (1914 bis 1918) geführt. „Manches davon wurde durch den Gang der Weltereignisse in seinem, trotz allem Pessimismus hoffenden Grundzuge Lügen gestraft. Im Ganzen aber ist es seit langem wieder einmal ein wirkliches Gedanken-system und strebt nach Vereinigung von ‚Wissen, Glauben, Schönheit, Sittlichkeit‘ zu einer idealen Religion der Auslese, was auch der Sammelname und Titel ansagt.“

5. Im Manuskript sind dann auch noch Vorträge da, einer über Johann Sebastian Bach, der bei einem Konzert unter der Leitung von Joh. Nep. David in Eferding 1920 gehalten wurde, und ein Gedenkblatt zum 150. Geburtstag von Ludwig van Beethoven, wahrscheinlich zu einem ähnlichen Zweck verfaßt.

Anmerkungen:

- ¹ „Deutsches Volksblatt“, Novellen-Zeitung.
- ² Linz 1886. Druck von Jos. Wimmer. Im Verlage des Deutschnationalen Vereines in Wien.
- ³ Verlag des deutschen Turnvereines in Zwettl. Druck von L. Hauswirth u. Neugebauer in Zwettl.
- ⁴ Linz 1891. Druck und Verlag von J. Wimmer.
- ⁵ Mittheilungen des Deutschen Vereins für Oberösterreich in Linz, 158. Vereinsschrift, Der „Mittheilungen“ Nr. 63.
- ⁶ „Der Volksbote“, VIII. Jahrgang, 1893, Nr. 12.
- ⁷ Beilage zu „Der Volksbote“, VIII. Jahrgang, 1893, nach einem im Oö. Volksbildungsverein am 1. Jänner 1893 gehaltenen Vortrag.
- ⁸ Beilage zu „Der Volksbote“, VIII. Jahrgang, 1893.
- ⁹ „Der Volksbote“, X. Jahrgang, 1895, Nr. 12 und Nr. 14.
- ¹⁰ „Der Volksbote“, VII. Jahrgang, 1892, Nr. 24.
- ¹¹ „Der Volksbote“, XXXIV. Jahrgang, 1919, Nr. 12.
- ¹² „Der Volksbote“, XXXIV. Jahrgang, 1919, Nr. 9.
- ¹³ „Der Volksbote“, XVI. Jahrgang, 1901, Nr. 1.
- ¹⁴ „Der Volksbote“, XXVIII. Jahrgang, 1913, Nr. 10 und Nr. 12.
- ¹⁵ „Der Volksbote“, VIII. Jahrgang, 1893, Nr. 20.
- ¹⁶ „Der Volksbote“, XI. Jahrgang, 1896, Nr. 4.
- ¹⁷ „Der Volksbote“, XII. Jahrgang, 1897, Nr. 1.
- ¹⁸ Verlag des Comité's. Druck von Ad. Queiser in Amstetten.
- ¹⁹ Mittheilungen des Deutschen Vereins für Oberösterreich in Linz, 162. Vereinsschrift, Der „Mittheilungen“ Nr. 66.
- ²⁰ „Der Volksbote“, X. Jahrgang, 1895, Nr. 8.
- ²¹ „Der Volksbote“, XXVIII. Jahrgang, 1913, Nr. 8.
- ²² „Der Volksbote“, XXXI. Jahrgang, 1916, Nr. 1.
- ²³ K. u. k. Hofbuchdruckerei Jos. Feichtingers Erben, Linz 1618 i. — Verl.: Musikverein in Linz.
„Heimgarten“, 30. Jahrgang, Mai 1906, 8. Heft.
„Der Volksbote“, Zeitschrift des Oberösterreichischen Volksbildungsvereins,

XXXII. Jahrgang, 1917, Nr. 1.

Siehe auch Anm. 35 bei Jahrg. 1906.

²⁴ „Der Volksbote“, VII. Jahrgang, 1892, Nr. 17.

²⁵ „Der Volksbote“, VII. Jahrgang, 1892, Nr. 8.

²⁶ „Der Volksbote“, IX. Jahrgang, 1894, Nr. 13.

²⁷ „Der Volksbote“, XIII. Jahrgang, 1898, Nr. 8.

²⁸ „Der Volksbote“, IX. Jahrgang, 1894, Nr. 23.

²⁹ „Der Volksbote“, XIV. Jahrgang, 1899, Nr. 16.

³⁰ „Der Volksbote“, XVII. Jahrgang, 1902, Nr. 15.

³¹ „Der Volksbote“, XXVIII. Jahrgang, 1913, Nr. 7.

³² „Der Volksbote“, XXXII. Jahrgang, 1917, Nr. 1.

³³ „Der Volksbote“, XXXIII. Jahrgang, 1918, Nr. 2.

³⁴ „Der Volksbote“, XI. Jahrgang, 1896, Nr. 1.

³⁵ Die im Text erwähnten Gedichte finden sich nach Jahrgängen geordnet in folgenden Nummern der Zeitschrift „Der Volksbote“:

„Der Volksbote“, VII. Jahrgang, 1892, Nr. 8.

„Der Volksbote“, X. Jahrgang, 1895, Nr. 4, 25.

„Der Volksbote“, XI. Jahrgang, 1896, Nr. 5, 17.

„Der Volksbote“, XII. Jahrgang, 1897, Nr. 9, 11.

„Der Volksbote“, XIII. Jahrgang, 1898, Nr. 9, 18.

„Der Volksbote“, XIV. Jahrgang, 1899, Nr. 9, 14, 16, 20.

„Der Volksbote“, XV. Jahrgang, 1900, Nr. 1, 20.

„Der Volksbote“, XVI. Jahrgang, 1901, Nr. 2, 10, 18, 24.

„Der Volksbote“, XVII. Jahrgang, 1902, Nr. 2, 14.

„Der Volksbote“, XVIII. Jahrgang, 1903, Nr. 1, 18/19.

„Der Volksbote“, XIX. Jahrgang, 1904, Nr. 7, 9, 19/20/21, 23.

„Der Volksbote“, XX. Jahrgang, 1905, Nr. 2, 11 (noch einmal 1916, Nr. 6), 21.

„Der Volksbote“, XXI. Jahrgang, 1906, Nr. 2 (Mozarts Tod), 6, 10.

„Der Volksbote“, XXII. Jahrgang, 1907, Nr. 1, 2.

„Der Volksbote“, XXIII. Jahrgang, 1908, Nr. 1, 3, 5.

„Der Volksbote“, XXIV. Jahrgang, 1909, Nr. 7, 10.

„Der Volksbote“, XXV. Jahrgang, 1910, Nr. 8, 9, 12.

„Der Volksbote“, XXVI. Jahrgang, 1911, Nr. 2, 4, 9.

„Der Volksbote“, XXVII. Jahrgang, 1912, Nr. 9, 12.

„Der Volksbote“, XXVIII. Jahrgang, 1913, Nr. 11.

„Der Volksbote“, XXIX. Jahrgang, 1914, Nr. 5.

„Der Volksbote“, XXX. Jahrgang, 1915, Nr. 5, 9, 10, 12.

„Der Volksbote“, XXXI. Jahrgang, 1916, Nr. 6, 9, 10, 12.

„Der Volksbote“, XXXII. Jahrgang, 1917, Nr. 4, 6, 8, 10.

„Der Volksbote“, XXXIII. Jahrgang, 1918, Nr. 3.

„Der Volksbote“, XXXIV. Jahrgang, 1919, Nr. 7.



Dr. Karl Teutschmann in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts.
Photographisches Atelier von C. Weidinger & Blasel, Linz, Promenade, „Drei Mohren“.